

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 7

Artikel: Das zweite Leben [Fortsetzung folgt]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663566>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das zweite Leben*)

Eine Erzählung von Ernst Zahn.

Erstes Kapitel.

Die Sonne sah durch das kleine, hochgelegene Fenster mit den dunkeln Gitterstäben, die das Licht in viele Teile schnitten, damit der unten in der kahlen Zelle nicht ein zu großes Stück Frühlingshelligkeit zubemessen bekam. Aber die langen schwarzen Schattenstriche der Gitterstäbe waren nicht imstande, die fromme Güte zu vereiteln, mit der sie den berührte, der mit hochgezogenen Beinen auf der Schlafbank lag. Sein geschorener Kopf ruhte auf dem einen Arm, die Hand des anderen war gegen die Brust geschoben und hielt eine Taube. Magnus Im Ebnet trug den schrecklichen Anzug mit den vielen Querstreifen, die auch wieder wie ein Gitter sind, und den nur die tragen, die aus dem Leben hinausgestorben sind, ohne tot zu sein. Die weite Kleidung aus dem groben Stoff, dieses grausame Futteral, in dem der Körper arm und erniedrigt und wie abgezehrt scheint, stand dem Gefangenen besonders roh, denn der Hals und die Armgelenke, wo sie aus Kragen und Ärmeln traten, hatten eine weiße, fast zarte Schlankheit. An der Brust blühte etwas Metallenes in der Sonne. Das war das Messingschild mit der Nummer 14, der gleichen, die draußen über der Tür der Zelle stand. Und dicht neben diesem Schild, aber durch den Rock vor dem Metall geschützt, lag die Taube.

Ihr Gefieder war schneeweiß, und die Männerhand, die es halb umspannte, bleich und hager und langfingrig. Aber ganz wunderbar war es, wie die Taube mit dem Kopf in den Mannsrock geschmiegt lag. Wie ein Kind, wie ein Säugling bei der Mutter liegt.

Ein Seufzer unterbrach die regelmäßigen Atemzüge des Schlafers Im Ebnet. Er regte sich, dem Erwachen nahe. Im gleichen Augenblick tat auch die Taube die Augen auf, runde, mehlsbeerrote Augen, die wie Juwelen in dem zierlichen Kopfe standen. Sie blinzelten nur, ohne daß der Kopf sich von der Stelle rührte. Erst als der Mensch sich von der Bank aufrichtete, plusterte sich auch der Tierleib etwas auf und wurden in Magnus' Hand die roten, scharfbekrahlten Füße sichtbar.

„Hans!“ sagte dieser mit einer tiefen, etwas heiseren Stimme, wie ein von schwerer Krankheit Genesender spricht.

Die Taube gurrte zur Antwort, und mit einer kurzen, flatternden Flügelbewegung schwang sie sich von seiner Hand auf den Schrank zu den Büchern, die da oben aneinandergereiht standen.

Magnus erhob sich. Eine Weile beachtete er das Tier nicht weiter. Dieses aber folgte mit den Augen jeder seiner Handbewegungen und hielt das Köpfchen ein wenig zur Seite geneigt, als ob es auf ein Wort warte. Im Ebnet zerrte den hartstoffigen Anzug zurecht. Dann sah er auf eine kleine Holzuhr, die an der kahlen Wand den Pendel hastig hin und her schwang.

„Zehn Minuten zu lang,“ sagte er, die Taube ansehend, und sie gab ihm wieder durch ein Gurren Antwort, als ob sie jedes Wort verstehe und genau wisse, daß sie beide den Mittagsschlaf zehn Minuten über die Zeit ausgedehnt hatten.

Die Zelle enthielt außer dem Schrank und dem Schlaffschrage einen Tisch mit dem blechernen Waschgeschirr, einen lehnenlosen Stuhl und eine Werkbank, auf der Schnitzwerkzeug lag. An den getünchten öden Wänden hingen allerlei Schnitzwaren, kleine Kästchen, Gestelle, ein Kreuzigter und eine Anzahl Zeichnungen, die ein ungeschultes, aber starkes Talent verrieten.

„Sonntag!“ sprach Magnus Im Ebnet wieder.

Die Taube gurrte.

Der Mann trat vor einen kleinen Spiegel und zog sich den Hemdkragen zurecht, um den eine dunkle Seidenschnur gezogen war. Sonntag, dachte er abermals und betrachtete den genähten Abschluß der Hemdärmel, die so klatschweiß von den graubleichen Armgelenken abstachen. Dann setzte er sich auf den Stuhl, bog den Kopf in die aufgestützten Hände und starrte vor sich nieder. Die Sonne kam wieder zu ihm und betastete ihm mit den warmen Fingern das Haar. Es schien ein wenig grau. Die Hände blieben um den Schädel gespannt, der mit den Hämmern des Kummers und der schweren Gedanken gehämmert war. Die Zeichen des guten Lebens hatten sie weggeschlagen. An den Schläfen und in den Wangen waren

*) Wir feiern den 60. Geburtstag Ernst Zahns mit, indem wir eine seiner besten Erzählungen wiedergeben.



Winterbild im Sertig-Dorfli.

Phot. E. Meerkämpfer, Davos.

Höhlungen, in der hohen Stirn viele Striche und Schnitte, senkrechte und wagrechte. Wer sie lesen konnte, dem mußten sie wie Buchstaben sein, aus denen die Worte zur Geschichte des Magnus Im Ebnet bestanden. Das Gesicht war nicht häßlich, es lag nur der leidende Zug darin, den Mangel an Luft und Freiheit und Überfluß an Nachdenken einzeichneten. Es gab kein Zeugnis für Im Ebnets Alter. Er konnte fünfzig, aber auch erst dreißig Jahre zählen. Der starke Bart war rasiert, aber an Kinn und Wangen stachen die Stoppeln schon wieder. Das sah nicht gut aus. Die Augen hafteten am Boden, wo die Sonne spannt. Er sah lange in ihr Rinnen und Spinnen hinein.

Da klang ein Geräusch draußen am Türschloß.

Magnus wurde aufmerksam. Aber er richtete sich mit einer müden Gelassenheit auf, die etwas Gleichgültiges gehabt hätte, wenn nicht der Schein in den Augen gewesen wäre. Diese Augen waren groß und grau und glänzten. Von ihnen belebt erschien das Gesicht gütig. Ihr Blick war jetzt auf die Tür gerichtet und

nahm den Ausdruck einer bescheidenen und doch nicht unterwürfigen Freundlichkeit an.

Der Anstaltspfarrer trat ein, schwarzgekleidet, schwarzhaarig, bleich. Er hatte das linkschsteife Wesen eines Menschen, der in der Sorge um andere nicht Zeit hat, an seine eigene Erziehung zu denken.

„Sonntag, Im Ebnet,“ sagte er, gerade wie dieser zur Taube gesprochen hatte.

„Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer, daß Sie wieder zu mir kommen,“ erwiderte dieser, und die Taube gurrte dazu.

„Sie ist immer noch Euer Echo,“ meinte Pfarrer Ott und lockte das Tier, das seinen zierlichen Kopf horchend neigte.

„Heute sind es zwei Jahre, daß sie mir zugeflogen ist,“ sagte Im Ebnet.

„Es scheint ein Dostag in Eurem Leben,“ antwortete der Pfarrer.

„Sie sind schuld, daß ich sie behalten durfte. Ich bin Ihnen immer dankbar.“

Die beiden Männer setzten sich, der Geistliche auf die Britische, der Sträfling auf den Holzstuhl.

„Sie meinen also wirklich, daß übers Jahr —“ begann dieser wieder.

„Ich meine es nicht nur, ich weiß es,“ gab jener zurück.

Magnus Im Ebnet stand auf, tat ein paar Schritte ins Leere und kehrte auf seinen Stuhl zurück. Seine Hände zuckten. „Es macht mich unruhig, ob schon noch ein Jahr hin ist,“ gestand er dann, und seine Finger legten sich ineinander, als winde er die Erregung nieder.

„Ich begreife das. Es wird ein großer Schritt sein.“

„Manchmal bin ich ungeduldig. Und manchmal — möchte ich, daß es sich nicht mehr änderte, ehe das Leben selber endet. Aber das ist ein Mangel an Seelenspannkraft, wie er sich in so engem Kreise nach und nach ergeben mußte.“

Magnus senkte den Kopf wieder mit jener seltsamen Gebärde in die Hände, die sich ansah, als grabe er mit den langen Krankenstufenfingern die Gedanken aus seinem müden, bleichen Schädel hervor.

Pfarrer Ott betrachtete ihn. Er war heute gesprächig, was selten der Fall war. Der zu lebenslänglichem Zuchthaus Verurteilte, der dem Gesetze gemäß übers Jahr wegen guter Führung nach fünfundzwanzigjähriger Haft begnadigt werden sollte, war sonst scheu und hatte eine merkwürdige Angst, seine Seele zu zeigen.

„Manchmal,“ fuhr er jetzt weiter, „zweifle ich an meiner Kraft zu dem, was ich tun soll.“

„Wie meint Ihr das?“ fragte der Pfarrer.

„Ich bin nur ein Mensch,“ erwiderte jener, „und soll zwei Leben leben.“

Als der Geistliche ihn nicht zu begreifen schien, erklärte er: „Das eine habe ich gelebt. Es hatte einundzwanzig Jahre und lag vor diesen Mauern. Und wenn ich aus diesen wieder hinauskomme, soll ich das zweite beginnen. Viel mehr als einundzwanzig Jahre wird es auch nicht dauern, aber es ist oft mehr Angst vor diesem in mir als Neue über jenes.“

Der Geistliche wollte ihn dem Grübeln entreißen und sagte: „Was habt Ihr diese Woche getrieben? Habt Ihr viel gelesen? Ist das Nähkästchen fertig?“

Magnus schüttelte den struppigen Kopf. „Es war eine böse Woche,“ sagte er. „Die Gedanken bohrten mehr in mir als ich im Holz. Wenn das Zuchthaus die Anstalt für Selbst-

erkenntnis und Selbstverhöhnung ist, so müßte der einzelne genau auf die Leistungsfähigkeit seiner Nerven geprüft werden. Es kommt ein Punkt, an welchem angelangt sich ihm die Begriffe verwirren, so daß er nicht mehr zwischen Gut und Böse unterscheidet.“

Ein leises, ganz verwundenes Stöhnen war hinter diesen Worten.

Der Pfarrer legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ihr müßt mehr an die Luft, Im Ebnet,“ sagte er gütig, „mehr mit den anderen in den Hof gehen.“

Da erhob sich Magnus abermals. Die Erregung, in welcher er sich befand, war jetzt sichtbarer. Er nahm sein Aufundabwandern wieder auf und sagte dann, auf Pfarrer Ott zutretend: „Ich möchte heute einmal alles mit Ihnen durchsprechen, Herr Pfarrer, wenn Sie mir so viel Zeit geben können.“

Der Pfarrer sah auf die Uhr. Eine menschliche Ungeduld trieb ihn zu sagen, daß er noch andere Besuche vorhabe. Dann schien das ihm auf einmal unrecht. Auch das Erstaunen darüber, daß der Sträfling, der sonst nie aus sich herausgegangen war, heute sich einmal mitteilbar zeigte, zwang ihn zu bleiben. „Ich bleibe bei Euch, Im Ebnet,“ stimmte er zu.

Der andere stand jetzt an dem Schrank, auf dem die Taube saß, und als brauche er einen Freund zu dem, was er vorhatte, langte er mit den Armen hinauf. Das Tier schlüpfte in seine Hände. Er hob es herunter, und während der ganzen langen Weile, während welcher er nun sprach, preßte er den zutraulichen Vogel dort an seine Brust, wo sein Herz schlug. Der Griff seiner Finger hatte etwas Zuckendes. Es war fast, als fröre er und hielte das Tierchen an das unruhige Herz, um dieses zu wärmen und seinen Schlag einzudämmen. Er hatte auch eine merkwürdige Art zu sprechen. Er blickte den Anstaltsgeistlichen selten an, sondern sah an den Boden oder ins Leere hinaus und sprach in einem verlorenen Ton wie mit sich selber. Nur zuweilen fragten seine Augen, ob jener dem zustimme, was er redete.

„Wenn ich mir das zurechtlege, was werden soll, muß ich mir vergegenwärtigen, was gewesen ist,“ begann Magnus Im Ebnet. „Es ist nur noch die Schwester übrig aus früherer Zeit. Eigentlich ist es erstaunlich, daß wir zwei so gar niemand mehr haben. Das macht vielleicht, weil die Eltern und Großeltern über



Studienkopf. Nach einem Gemälde von Prof. Moïse Erdelt.

See gewesen sind. Zu der Schwester muß ich also gehen, wenn ich hier wegkomme. Ich wundere mich, wie es sein wird. Manchmal habe ich Angst davor und manchmal freue ich mich. Aber die Angst ist meistens stärker als die Freude. Sie hat mir gestern wieder geschrieben, die Schwester Elise. Sie schreibt freundlich, ein wenig hart, dünkt mich. Aber sie schreibt, daß ich zu ihr kommen soll nach — dieser Zeit. Es ist ja auch das Natürliche, da doch alles ihretwegen geschah.“

„Ihr seid immer dabei geblieben, daß alles ihretwegen geschehen sei,“ bestätigte der Pfarrer.

Im Ebnet schaute ihn fast erschreckt an, als habe die Zwischenrede ihn aus seinen Gedanken gerüttelt, und unwillkürlich senkte sich dann sein Kopf noch tiefer. Ein demutvoller Trieb zur Wahrheit belebte ihn. Er fuhr fort, wie mit sich selber und tief aus sich selber zu sprechen. „Ich bin dabei geblieben, aber nun weiß ich doch nicht, ob das ganz so war. Ich habe das alles tausendmal erwogen. Wir hatten den Vormund, wir zwei Waisen, die Schwester Elise und ich. Wir lebten auf dem großen Bauernhofe dieses Vormundes Johannes Waldis. Er hatte keine Kinder, und er hielt uns recht, war Geschwisterkind mit unserer Mutter gewesen. So lange wir klein waren, ging es ganz gut. Des Johannes Waldis Frau lebte noch, und sie hatten Freude an uns, ja verwöhnten uns fast, obwohl der Vormund leicht ungeduldig wurde, wenn ihm an mir etwas nicht gefiel, und mich ein paarmal — er war ein jähzorniger Mann — schlug. Mit der Schwester war er langmütiger. Er nahm sie oft mit, wenn er über Feld ging, und war zärtlich zu ihr wie ein Vater oder fast mehr als ein solcher. Oft, wenn sie neben ihm auf der Bank saß, lag ihr hübscher schwarzer Kopf an seiner breiten Brust, und er hielt sie wie ein spielendes Kätzlein. So wurde ich sechzehn und die Schwester vierzehn. Ich mußte jetzt neben der Schule mehr als früher bei der Bauernarbeit helfen, wurde breit und stark dabei, aber die Arbeit gefiel mir nicht. Ich liebte die Schule; Feder und Zeichenstift wußte ich viel besser zu führen als Hacke und Spaten, und in die Nacht hinein Schreiben und Lesen behagte mir besser als Frühaufstehen und Melken und Viehfüttern. Vielleicht war ich faul zur Arbeit, die der Vormund von mir erwartete. Ja, ich

muß wohl faul gewesen sein, denn er war sehr unzufrieden mit mir. Die berechtigte Unzufriedenheit machte ihn ungeduldiger. Ich weiß, daß ich ihn damals fürchtete. Ich liebte ihn auch nicht, aber ich haßte ihn nicht. Ein gutes Wort dann und wann machte mich immer wieder zutraulich. Dann bat ich ihn eines Tages, nach der Sekundarschule in die Stadt übersiedeln und mich für einen Handelsberuf oder zum Zeichner ausbilden zu dürfen. Er lachte mich gleich aus, erwog den Plan nicht und schalt, ob ich mir ausgerechnet habe, daß man vor einem Kaufmannspult oder an einem Zeichentisch besser faulenzten könne. Ich fragte ihn nur einmal, aber den Wunsch in mir hatte er nicht totgeschlagen. Dieser Wunsch wucherte wie ein Unkraut. Er erstickte den letzten Rest der Geduld zum Bauernhandwerk. So zuwider wurde mir dieser Beruf, daß ich mich ins Gras warf, das ich hätte schneiden sollen, und schlief, daß ich das Vieh quälte, das man mir zu hüten gab, und daß ich mutwillig das Geräte zerbrach, mit dem ich werken sollte. Ein blinder, ohnmächtiger Zorn gegen die Pflicht, die man mir auferlegte, ergriff mich. Der Vormund strafte mich. Er war ein großer, starker Mensch mit einem breiten Gesicht. Seine kloßigen Hände schlugen schwer. Meine Abneigung gegen die verhaßte Arbeit wendete sich jetzt gegen den, der sie mir aufzwang. Ich tat von nun an, was ich seinem Land und Vieh und Werkzeug antat, weil es ihm gehörte. Sein Groll wuchs zu Wut. Es war ein ewiger Krieg zwischen uns.

Dann starb seine gute Frau. Wir waren allein mit dem Vormund, die Schwester und ich und die Dienstboten.

Die Schwester wuchs und wurde schlank und groß, hatte schwarzes Haar, rote Lippen und dunkle Augen. Außer einer alten Magd war sie jetzt das einzige Weibsbild auf dem Hofe. Sie gefiel dem Vormund, obwohl sie noch ein Kind war. Weil sie noch ein Kind war, gefiel sie ihm zu viel. Er war sehr freundlich zu ihr. Um ihretwillen zeigte er sich sogar gegen mich eine Zeitlang nachsichtiger. Vielleicht spürte ich darum, was vorging.

Ich war ja selber noch zu jung, erst neunzehn, aber mich widerte des Vormunds beginnende Zutraulichkeit an. Sie war, der Schwester gegenüber, ein Locken. Es kam nicht von heute auf morgen, aber ich sah es in Wochen und Monaten kommen, und es erstickte mich

fast — daß die zwei, der Vormund und die junge Schwester, immer vertrauter wurden. Ich sah, wie er ihr die Hand tätschelte, wie er den Arm um ihre Hüfte wand, wie er sie manchmal küßte und wie sie es litt. Ich stellte sie zur Rede, und sie leugnete nicht, daß er ihr schön tue, ihr allerlei Geschenke mache und daß es sonderbar sei von einem alternden Manne zu einem so jungen Ding. Aber sie wies mich zurück, indem sie schmälte, daß sie sich selber Hüter genug sei. Ich wußte nicht, ob sie mit ihm spielte, ob sie ihm wirklich gut war oder ob er nur eine eigentümliche Macht über sie besaß. Ich fühlte nur, daß etwas Ungehöriges in solchem Wesen war. Lang aufgespeicherter Groll und frühere Abneigung gegen meinen Widersacher und Plagegeist mischten sich mit meiner Entrüstung. Das schürte und stachelte jahrelang in mir. Ich wurde zwanzig, einundzwanzig. Die Schwester kam in die Heiratsjahre und war kein übles Ding. Aber es zeigte sich kein Freier. Einmal hörte ich im Wirtshaus eine üble Bemerkung, die den Vormund und die Schwester betraf. Ich geriet in einen unbeschreiblichen Zustand von Schrecken und Zorn und hinterbrachte Elisen, was ich gehört hatte. Sie wurde sehr zornig und erzählte alles dem Johannes Waldis.

Es gab einen bösen Auftritt. Ich warf ihm alle Bedenken ins Gesicht, die mir das Herz jahrelang bitter und krank gemacht hatten. Am Ende erklärte ich, das Haus verlassen zu wollen, und verlangte mein Erbteil. Er gab mir keine Antwort. Ich machte mich hinter die Gemeindebehörde, allein er hatte mehr Einfluß als ich, und sein Wort, daß ich ein Faulenzer und Revoltierer sei, wirkte mehr als meine Vorstellungen. Ich bekam die Mittel nicht. So blieb ich weiter sein Knecht. Und weiter dauerte das Wesen zwischen ihm und der Schwester.

Da ist es in mir gewachsen, Herr Pfarrer. Es war nur ein Fünklein einmal, ein bloßer Gedanke: Herrgott, den Waldis, den Tyrannen und Unheilsmann, erschlagen könnte ich den, so blutig zuwider ist er mir!

Das Fünklein glühte, erlosch und kam wieder ins Glimmen. Der alte Haß und Groll bliesen hinein, und es wurde ein Feuerlein. Die tägliche Unbill, die ich von dem rauhen Mann erlitt, half weiter schüren, und der Abscheu vor dem Wesen, das der Ehre der Schwester zum Schaden war, fachte das Feuer erst

recht. Es wuchs — wuchs — wuchs. Jetzt war das vom Erschlagen nicht mehr ein einzelner Gedanke, jetzt war er das eine, fortwährende, bohrende, drängende Verlangen. Nicht daß ich es tun könnte, erwog ich nun, sondern wie ich es tun könnte. Wochenlang habe ich es mit mir herumgetragen. Vorbedacht nannten sie es beim Gericht; denn ich habe ihnen Wort für Wort und Wahrheit für Wahrheit gebeichtet, wie alles war. Eines Tages spät, da ich von einem Gang über Land nach Hause kam, sah ich die Schwester aus des Waldis Kammer kommen. Es waren die langen Sommertage, die erst in den Nachtstunden erlöschen. Die Uhr hatte schon neun geschlagen. Das Dunkel fiel ein und lag schwarz über den Häusern, Feldern und Bergen, aber der Tag hatte noch seine Brände zurückgelassen. Sie flackerten am Himmel und in Wassertümpeln und in manchen Fenster Scheiben wie Blut so rot. Sie mußten mir auch in die Augen geschossen sein, denn die Stirn brannte mich, als ob ich Feuer im Schädel hätte. Von der Stunde an wußte ich, daß ich es tun würde.

Eine Woche lang umlauerte ich den Vormund Waldis noch. Eines Nachts aber erwürgte ich ihn, ihn von hinten überfallend, und schleppte ihn auf das Gleis der Bahn, die unweit des Gutes vorüberführte. Da sollten sie ihn vom Zug überfahren finden, aber sie fanden ihn vorher.

Die Schwester sagte sogleich aus, daß sie mich für den Mörder halte.“

Magnus Im Ebnet fröstelte stärker. Näher preßte er mit den kranken Händen die weiße Taube an die Stelle, wo das Herz war, und schaute sich hilflos in der Zelle um. Dann fuhr er weiter: „Die Schwester bestritt, daß zwischen ihr und dem Vormund irgend etwas Ungehöriges gewesen sei. Sie rühmte seine Gutmütigkeit und Freigebigkeit und daß er nur manchmal tolpatschig zärtlich gewesen sei. Sie gab aber zu, daß er gegen mich nicht sich gezeigt hätte wie gegen sie und wie es seine Pflicht gewesen wäre. Darin also sagte sie die Wahrheit. Hat sie sie auch bezüglich des anderen gesagt? Ich weiß es nicht. Vielleicht war ich blind. Oder verblendet. Vielleicht habe ich mich geirrt. Ich habe nun viele lange Jahre nachgedacht und gefunden, daß ich mich — vielleicht geirrt habe und daß Menschen vielleicht so sein können oder müssen. Vielleicht hatte der Vormund — an

die Schwester eine späte Hoffnung gehängt. Vielleicht sah er in mir ein Hindernis und bestand dieselbe unbestimmte und unerklärliche Abneigung, wie sie in mir gegen ihn keimte, auch in ihm gegen mich und leitete ihn gegen besseren Willen. Vielleicht bedurfte die Schwester meines Schutzes gar nicht. Vielleicht war sie dem Erschlagenen gut. Tausendmal habe ich mich selbst ausgefragt über mich selbst und mir geantwortet, daß ich nicht mehr täte, was ich getan habe, nicht der schweren Strafe wegen, sondern weil ich den Toten nicht mehr hasse. Etwas wie Mitleid ist in mir, Herr Pfarrer, mit dem Erschlagenen, der Schwester, mir selber und unserem Menschentum. Wir sind ohnmächtig vor den Strömen unserer inneren Triebe, wir meinen zu treiben und werden getrieben. Unablässig habe ich nachgedacht. Einmal war ich jung und heiß. Jetzt bin ich kühl und still. Die Bücher, die Sie mir liehen, haben mir geholfen, aus dem Bauernburschen ein Mann von einiger Bildung zu werden. Ich blieb kein von Weltverlassenheit abgestumpfter Mensch. Ich freue mich auf die anderen Menschen, es

verlangt mich, wieder unter sie zu treten. Manchmal freilich stelle ich mir vor, daß sie nichts werden von mir wissen wollen."

Wieder unterbrach ihn jetzt der Pfarrer: „Darauf müßt Ihr Euch schon gefaßt machen, Im Ebnet; es wird nicht alles so glatt gehen, wenn Ihr hinaus kommt.“

Der Sträfling schaute ihn an. Seine Augen wurden groß, halb vor Spannung, halb vor leiser Angst. „Ja, ja,“ sprach er so ins Leere hinaus.

Dann fuhr er grüblerisch fort: „Die Schwester freut sich, schreibt sie. Wir sind doch schließlich allein, wir zwei, in der Welt, schreibt sie. Das ist ja auch wahr. Ich habe sie gefragt, ob ich bei ihr wohnen kann, doch darauf hat sie mir nicht geantwortet, darauf nicht.“

„Das wird sich schon finden,“ sagte der Pfarrer.

Magnus Im Ebnet brummte etwas in sich hinein, wie es Menschen tun, die lange und viel allein gewesen sind.

Der andere verstand es nicht.

Aber nach einer Weile wendete sich der



Winterbild im Sertigtal.

Phot. G. Meerkämper, Davos.

Büßer zu dem Geistlichen zurück. „Sie haben mir versprochen, Herr Pfarrer,“ sagte er, „daß Sie mir zu einer Stelle verhelfen wollen, zu einer Arbeit, die mir im Leben weiterhilft. Darüber bin ich schon froh. Wir haben ja auch etwas, die Schwester und ich. Gerade hungern müssen wir nicht. Es ist mir lieb, weil — ich die Leute dann nicht mehr bemühen muß, als nötig ist.“

„Wir werden sehen,“ erwiderte der Geistliche. „Wir werden sehen. Seid ohne Sorge!“

Dann gab er Im Ebnet die Hand. Die feine war schmal und lang, wie Gelehrtenhände sind, aber die des Im Ebnet lag noch zarter darin.

Pfarrer Ott entfernte sich. Er war bewegt, wie immer, wenn er diese Zelle verließ. Keiner von den vielen, die in diesem Hause die Zeit der Buße ertrugen, erlebte sie so tief wie Magnus Im Ebnet.

(Fortsetzung folgt.)

Glaube mir, es kommt, weiß Gott, in der Jugenderziehung auf Kleinigkeiten an.

Von Emil Gohauer, Waisenbater, Zürich 7.

In unsern Tagen werden wir vor große und neue Probleme gestellt, die aus den veränderten Zeitverhältnissen herauswachsen. Welche gewaltigen Fragen bewegen die Staatsmänner, die am Werke des Friedens arbeiten! Wieviel Hindernisse sind da zu überwinden! Alles ist in einer Spannung. Wenn an einem Ort ein Schritt vorwärts gemacht wird, so kommt anderswo wieder ein Hemmnis. Wir erleben eine große Zeit und erfahren dennoch täglich, daß die Lösung dieser Riesenaufgabe nur durch eifrige, sorgfältige Kleinarbeit möglich ist. Ein kleiner Form- oder Sachfehler kann unendliche Schwierigkeiten bereiten; neue Verhandlungen müssen anheben.

Alle Fortschritte fußen auf Kleinarbeit. In jedem Arbeitsgebiet erkennen wir gar bald, daß alles Große nur durch treue Pflichterfüllung im Kleinen entstehen kann. Wie im weiten Fabrikbetrieb der einzelne Arbeiter nur kleine Teilstücke zum Fertigfabrikat herstellt, so finden wir die gleiche Erscheinung in der Geistes- und Forscherarbeit. Zur Ausführung eines großen Gedankens sind viele kleine Arbeiten notwendig; dieser große Gedanke muß seziiert, zerlegt werden.

Wenn wir unser Leben als Ganzes betrachten, erscheint es uns als etwas Großes, dem eine gewisse Einheitlichkeit nicht mangelt. Gegenwärtigen wir uns aber nur einen einzigen Tageslauf, so staunen wir über die Mannigfaltigkeit all der Eindrücke, die wir empfangen, all der Gedanken, die uns durch den Kopf gehen, all der Erlebnisse, die uns dieser eine Tag bringt. Denken wir über all dies nach, so merken wir gar bald, daß das nur eine Summe unendlich vieler Einzelheiten ist, Ein-

zelheiten, die an und für sich klein, ja nichtig erscheinen, die aber als Ganzes eben unsern Lebensinhalt bilden. Alles, was wir tun und denken, besteht letzten Endes aus Kleinigkeiten. Wohl sind es Kleinigkeiten im großen Weltgeschehen, aber für den einzelnen Menschen können es große und tiefe Erlebnisse sein, die seinem Denken und Handeln eine neue Richtung zu geben vermögen.

Nehmen wir als Beispiel die Geburt eines Kindleins. An und für sich ist das im Weltganzen nichts Großes, werden doch stündlich Tausende von Menschen geboren. Wie wichtig aber ist dieser Akt im Leben der Mutter und der Familie!

Wir wollen von einigen Kleinigkeiten sprechen, die im Leben unserer Kinder von großer Bedeutung sind: Ein wichtiges Problem unserer Zeit ist die Kindererziehung. Die Aufgaben der modernen Erziehung werden immer wieder umschrieben. Wir erkennen, daß weder die Lern-, noch die Arbeitsschule das allein Richtige ist. Jedes Kind bringt mit dem Verstand und der Geschicklichkeit in der Hand noch etwas mit auf diese Welt; das ist das Herz, das ist die Seele. Wenn es uns gelingt, diese Dreieheit: Seele, Verstand, Handgeschicklichkeit zum vollen Einklang zu bringen, dann erst dürfen wir von einem erzieherischen Erfolg sprechen.

Da türmen sich denn gleich die vielfachen Schwierigkeiten auf; der Verstand will oft dem Gemüt keine Folge geben und die Hand tut nicht, was der Gedanke wünscht. Unendlich viel Konflikte sind zu überwinden, welche der Erzieher erkennen muß, um ordnend und leitend oder orientierend einzugreifen. Erzieher-